

Heike Denzau

Opa will zum Nordkap



Weltbild

Opa will zum Nordkap

Die Autorin

Heike Denzau, Jahrgang 1963, lebt mit Ehemann und zwei Töchtern in dem kleinen Wewelsfleth in Schleswig-Holstein. Viele ihrer Kurzgeschichten wurden in Anthologien veröffentlicht, und sie hat mehrere Kriminalromane geschrieben, die in Norddeutschland spielen. Ihr Krimi »Die Tote am Deich« war nominiert für den Friedrich-Glauser-Preis 2012 in der Sparte Debüt. Beim KrimiNordica Award 2015 erlangte sie den zweiten Platz in der Kategorie »Story«.

Heike Denzau

Opa will zum
Nordkap

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Knauer Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Umschlagmotiv: Oliver Wetter / Ars Fantasio / www.fantasio.info

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-895-8

2021 2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Laura

»Mama, was soll ich sagen? Ich habe mich mal wieder festgefahren. Nein, dieses Mal nicht mit dem Auto, falls du das denkst. Im Leben allgemein, meine ich. Obwohl ich mit einer guten Nachricht anfangen kann: Ich ... habe ...«, ich mache nach jedem Wort eine kleine Pause, um die Spannung zu erhöhen, »... meinen ... Bachelor! Ist das nicht klasse? Nach sechs abgebrochenen Studiengängen habe ich tatsächlich einen Abschluss in BWL. Ich kann es selbst noch gar nicht glauben. Was ich mir zur Belohnung gegönnt habe, kannst du dir denken, oder? Sie sind dunkelblau und glänzend und fühlen sich an wie eine zweite Haut. Ich zeige sie dir beim nächsten Mal.«

Ich höre ein Räuspern neben mir und drehe mich zur Seite. Der Friedhofsgärtner steht auf dem Sandweg und sieht mich an, die Hände übereinandergefaltet auf das Ende des Harkenstiels gestützt. »Also, ich komm nicht drauf, was ist es denn?«

Mir klappt der Mund auf. »Sie belauschen mein Gespräch mit meiner Mutter? Das ist unverschämt.«

Er deutet auf den Grabstein, ohne auf meinen Vorwurf einzugehen. »Da waren Sie ja noch ziemlich klein, als Ihre Mutter gestorben ist, was?«

Wir starren beide auf den polierten rotbraunen Marmorstein, mit dem Unterschied, dass er nur etwas sieht. Aufgesetzte goldfarbene Buchstaben, die den Namen Gunda Tannheim ergeben, und kleine Zahlen, die ihr Geburts- und Sterbeda-

tum verraten. Ich dagegen fühle – warme Arme, die mich umfassen, feingliedrige Finger mit rosalackierten Nägeln, die meinen Bauch hinaufkrabbeln und mich kitzeln, ein dunkles, wunderbares Lachen, das in mir niemals vergehen wird, und der Duft nach Rosen und Jasmin. Es sind unvergängliche Pfeiler im Haus meiner Erinnerungen, das die Zeit seit zwanzig Jahren unbarmherzig zu zerstören sucht.

»Zwölf«, sage ich, »ich war zwölf.«

Wir sehen uns wieder an. Er muss Mitte fünfzig sein, hat freundliche Augen, ein gebräuntes Gesicht und ausgeblichene blonde Haare. Der Riss am Ärmel seines karierten Hemdes könnte von einem Rosendorn stammen. Auch auf seinen Unterarmen gibt es schorfige Kratzer.

Nun, ich denke, er ist gar nicht unverschämt. Er arbeitet jeden Tag hier auf dem Friedhof. Vermutlich hat er schon Hunderte, wenn nicht Tausende dieser einseitigen Gespräche gehört, während er seinen Job macht. Er nimmt Tag für Tag teil am Leben anderer Menschen, hört ihre Geschichten, harkt den Sand, auf den ihre Tränen fallen.

»Es sind nagelneue Louboutins«, beantworte ich seine anfängliche Frage, womit ich mich selbst belohnt habe.

»Ah.«

»Sie haben keine Ahnung, wovon ich spreche, richtig?«, deute ich seinen leeren Blick. »Louboutins sind Schuhe.« Im Stillen entschuldige ich mich bei Christian Louboutin, denn natürlich sind Louboutins *keine* Schuhe. Sie sind ein Lebensgefühl. Wer einmal einen Aston Martin gefahren ist, will auch niemals wieder zu einem Mittelklassewagen zurück. Sollte ich eines fernen Tages einen lukrativen Job haben, würde ich mich vielleicht von meinem Mini Cooper trennen

und mir den Aston Martin aussuchen. Okay, es müsste schon ein sehr, sehr lukrativer Job sein.

»Aaah.« Das Fragezeichen ist aus seinem Gesicht verschwunden. »Na, dann will ich Sie jetzt auch nicht weiter stören. Schließlich müssen Sie Ihrer Mutter noch die schlechten Nachrichten mitteilen.« Er dreht sich um und geht zwei Gräber weiter.

Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob er nicht doch zuhört, verzichte ich auf Flüstern. »Jetzt kommt der erste Wermutstropfen, Mama. Mein Notendurchschnitt ist unterirdisch. Ich hab den Bachelor grad mal so eben geschafft. Ich musste mich am Ende zu jeder Vorlesung hinschleppen – Unternehmenssteuerung, Finanzwirtschaft, Marketing, Controlling ... Mama, das hat nicht mal ein winziges Flämmchen in mir entzündet! Ich hab das nur Papa zuliebe beendet, damit er endlich einmal stolz auf mich sein kann. Und jetzt erwartet er, dass ich mit dem Masterstudium beginne. Aber ... Mir graust davor! Ich schlafe schlecht, ich mag nicht mehr essen, weil mir ständig übel wird. Nicht einmal deine Apfelpfannkuchen würden mir im Moment schmecken.«

Ich seufze. Spätestens jetzt muss Mama wissen, dass es mir wirklich dreckig geht, denn niemals wieder habe ich in den vergangenen zwanzig Jahren einen Pfannkuchen gegessen, der so lecker schmeckte wie ihrer. Und dann wühlt seit Wochen dieses hässliche Monster, das ich nicht anders benennen kann, in meinem Bauch. Es kratzt an meinen Magenwänden, es zerrt an meinen Eingeweiden, und an manchen Tagen wandert es meine Kehle hoch und schnürt mir die Luft ab.

»Wenn ich noch ein Kilo verliere, muss ich mein Brautkleid ändern lassen. Ich habe mich jetzt übrigens doch für die

elfenbeinfarbene Seide entschieden. Hoffentlich gefällt es Jasper. Habe ich dir schon erzählt, dass er zu einer Fortbildung in die USA gefahren ist? Wieder einer dieser langweiligen Chirurgenkongresse. Darum bin ich auch nicht mitgefahren.«

Ich klemme mir eine meiner kastanienbraunen Kate-Middleton-Strähnen hinter das Ohr, weil Wind aufkommt, und zupfe eine vertrocknete Margeritenblüte aus dem bunten Sommerblumenstrauß auf Mamas Grab. Papa bringt jede Woche einen neuen Strauß. Jede Woche. Obwohl er seit achtzehn Jahren wieder verheiratet ist. Ich liebe ihn dafür. Und für so vieles mehr. Wenn er spricht, könnte ich ihm stundenlang zuhören. Seine Stimme ist tief und warm, und mit seinen silbergrauen Haaren und der stattlichen Figur könnte er in jedem Pilcher-Film den Earl mimen. Ich mag es, wenn er mich ansieht, als ob er mich noch nie gesehen hätte, obgleich er manchmal verzweifelt dabei aussieht. Ich glaube, ich erinnere ihn an Mama. Jedenfalls äußerlich.

Und natürlich liebe ich ihn für seine Großzügigkeit – immerhin hat er mir bis heute ein Leben ermöglicht, das von Arbeit so weit entfernt ist wie Veronica Ferres von einem Oscar.

»Ich fühle mich miserabel, Mama. Und dann habe ich auch noch Moritz für die nächsten drei Wochen an der Backe. Papa hat mich gebeten, ihn nach Sylt zu begleiten, damit er dort seine angebliche Lungenentzündung auskurieren kann.« Dass es noch einen weiteren Grund gibt, warum mein Vater Moritz für ein paar Wochen aus Frankfurt weghaben möchte, verschweige ich Mama. Es reicht, dass sie sich mein Elend anhören muss.

Ich blinzele eine Träne weg. Neuerdings weine ich andauernd, und das ist für meine Verhältnisse höchst ungewöhnlich.

Und jetzt klappt es mit dem Wegblinzeln auch nicht mehr. »Ach, Mama«, sage ich laut weinend und gehe in die Knie. »Ich bin ... ich bin so leer innen drin.«

»So«, höre ich die energische Stimme des Friedhofsgärtners neben mir, »nun kommen Sie mal mit, Fräulein Tannheim!« Seine kräftigen Hände legen sich um meine Oberarme und ziehen mich hoch.

Fräulein Tannheim. Es schüttelt mich. »Audrey«, stoße ich zwischen zwei Schluchzern heraus, »ich heiße Audrey.«

»Ah ... Ich bin Günter. Ohne h.« Er bugsiert mich zu einer Bank, ungeachtet der Tatsache, dass eine alte schwarzgekleidete Frau von mindestens neunzig Jahren darauf sitzt. Auf ihrem Schoß liegt eine Plastikdose mit Butterkeksen, die sie an drei Tauben vor sich verfüttert. »Wenn Sie ein Stückchen rücken, Frau Engel, können Audrey und ich uns noch dazusetzen«, sagt er, als wir vor der Bank stehen bleiben. Die Tauben lassen sich bei ihrem Picknick nicht stören.

»Ordri? Komischer Name.« Hellblaue Augen mustern mich kritisch durch eine Woody-Allen-Brille, aber meine Tränen scheinen schwerer zu wiegen als mein ihr nicht genehmer Name. Sie nimmt ihre Tasche von der Bank, stellt sie daneben und rückt zur Seite. »Mögen Sie Pfefferminztee, Ordri?«

Fünf Minuten später sind meine Tränen versiegt. Ich sitze zwischen Frau Engel und Günter ohne h und trinke aus einem Thermosflaschenbecher heißen Tee. Ein Zeichen, dass ich nicht bei mir bin. Ich trinke *nur* Kaffee. Ich bin kaffeesüchtig.

»Und was ist das nun für ein Gefallen, den Sie Ihrem Vater tun sollen?«, fragt Günter ohne mich, nachdem er Frau Engel in allen Einzelheiten über mein Gespräch mit Mama aufgeklärt hat. Auch zwei Gräber entfernt hat er alles mitgehört.

»Papa ist Hotelier. Zwei Hotels sind hier in Frankfurt, drei weitere besitzt er in Köln und Düsseldorf. Alle topmodern. Fünf Sterne. Aber jetzt hat er die einmalige Möglichkeit, das kleine altmodische Nordsee-Hotel zu kaufen, in dem er seinerzeit seine Ausbildung absolviert hat. Es liegt ihm wahnsinnig am Herzen. Der ehemalige Besitzer ist verstorben und hat es seiner Schwester vermacht. Und jetzt hat Papa mich gebeten, an die Nordseeküste zu fahren, um der Erbin einen Kaufvertragsentwurf und einen persönlichen Brief zu überreichen, nachdem er mit ihr telefoniert hat. Denn bis mein Masterstudium beginnt, habe ich noch ein paar Wochen Zeit.«

Frau Engel nickt. »Und Ihr Kasper ist ja auch nicht da.«

»Jasper, Frau Engel«, korrigiert Günter sie, bevor ich es tun kann. »Er heißt Jasper.« Dann ziehen sich seine hellen Augenbrauen zusammen. »Das Masterstudium wollen Sie doch eigentlich gar nicht machen, Audrey!«

Ich nicke und starre in den Thermosbecher. Enthält Pfefferminze Opiate, oder warum erzähle ich gerade wildfremden Menschen höchst persönliche Angelegenheiten?

»Wir sind ja nie wieder an die Nordsee gefahren, seit mein Berthold 1978 die Muschelpfanne gegessen hat«, sinniert Frau Engel an meiner linken Seite.

Günter und ich sehen sie an.

»Vergiftung«, sagt sie. »Fast wär er damals schon von mir gegangen. Aber zweiunddreißig Jahre hat er noch durchgehalten.

Wenn er nicht in den Fischteich gefallen wär, würd er wohl heute noch leben.«

»Ihr Mann ist im Fischteich ertrunken?« Ich tätschle die faltige Hand von Frau Engel. Falten fühlen sich nicht so schrecklich an, wie sie aussehen.

»Nee.« Sie schüttelt den Kopf. »Da ist er wieder rausgekrabbelt. Aber die Lungenentzündung anschließend, die hat ihn weggerafft.« Sie hält uns die Dose hin. Ohne-h-Günter und ich nehmen jeder einen Butterkeks. »Also, Ordri, passen Sie gut auf, wenn Sie an die Nordsee fahren. Essen Sie keine Muscheln, und ziehen Sie schnell die nassen Sachen aus, wenn Sie gebadet haben, sonst ...« Sie deutet mit ihrem Butterkeks auf die Gräber, bevor sie ihn in meinem Becher, der ja eigentlich ihrer ist, auf und ab tunkt. Genüsslich kaut sie schließlich das durchmatschte Stück.

»Ich muss dann mal wieder an die Arbeit«, sagt Günter und steht auf. »Und Sie werden bestimmt einen tollen Urlaub haben, Audrey. Sie müssen sich entspannen. Wie lange bleiben Sie da oben im Norden?«

Jetzt ziehen meine Augenbrauen sich zusammen. »Nachdem ich die Dokumente in ...«, ich überlege, weil ich mir den Namen des Nordseedörfchens schlecht merken kann, »... in Dagebüll abgegeben habe, sind es noch drei Wochen. Drei verdammte Wochen auf Sylt.«

Er sieht mich mit großen Augen an. »Ja, das klingt wirklich schrecklich.«

»Wenn Sie meinen Zwillingbruder Moritz mitnehmen müssten, würden Sie genauso denken wie ich.«

»Ah.«

Sein leerer Blick sagt alles, aber ich habe keine Lust, Gün-

ter und Frau Engel noch weitere Details aus meinem Familienleben zu berichten. Ich trinke den letzten lauwarmen Schluck Tee inklusive eines Stückchens Matschkeks, gebe Frau Engel den Becher zurück und stehe auf. »Vielen Dank.«

»Und wenn Sie das nächste Mal mit Ihrer Mutter sprechen, Ordri«, sagt sie lächelnd, »dann bitten Sie sie um ein Zeichen. Das tröstet.«

An Mamas Grab gehe ich erneut in die Knie und rücke den Stein, den ich vor ein paar Tagen gefunden und ihr mitgebracht habe, noch einmal zurecht. Er hat eine Kerbe und sieht wie ein Herz aus.

Ein Zeichen. Seit zwanzig Jahren traue ich mich nicht, Mama um ein Zeichen zu bitten, dass sie mich hört, dass sie noch da ist. Irgendwo in meiner Nähe. Zu tief sitzt die Angst, dass das Zeichen nicht kommt, dass meine Erzählungen, meine Wünsche und Träume und Tränen niemals bei ihr angekommen sind.

Hm, ich muss es ja nicht bei Mama ausprobieren. Ich streichle über den Herzstein. »Tschüs, Mama. Ich hab dich lieb. Für immer.«

Am Grab von Oberstudienrat Quecke bleibe ich stehen. Seit er vor drei Jahren dahingeschieden ist, komme ich bei jedem Friedhofsbesuch an seinem Grab vorbei.

Erst einmal schiele ich über meine Schultern, ob auch niemand in der Nähe ist, aber außer ein paar gurrenden Tauben herrscht hier kein Leben.

»Hallo, Herr Quecke. Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern, ich bin Audrey Tannheim. Ich hatte drei Jahre Bio bei Ihnen. Ich bin die Quintanerin, die während der Sommerferien nicht dokumentieren konnte, wie aus Mehlwür-

mern Mehlkäfer werden, weil mein Zwillingbruder meine Mehlwürmer zum Angeln genommen hat. Nicht, dass ich Ihnen das jetzt, wo Sie tot sind, vorwerfen möchte, aber das war damals schon ziemlich ungerecht, als Sie mir eine Sechse gegeben haben. Wenn ich es recht überlege, war es sogar regelrecht fies von Ihnen. Wenn Sie also nun die einmalige Gelegenheit nutzen möchten, um sich bei mir zu entschuldigen, dann haben Sie jetzt die Chance, indem Sie mir ein Zeichen schicken.«

Eine Minute lang starre ich auf den Grabstein, auf die karge Bepflanzung. Nichts. Allerdings weiß ich auch nicht, worauf ich genau achten soll. Vielleicht hätte ich das Zeichen definieren sollen.

»Wie wäre es mit einer Hummel, Herr Quecke. Nein, nein, besser doch nicht!«, winke ich hektisch ab. Schließlich will ich ein Zeichen. Und Hummeln sind selten. Vielleicht eine Fliege? »Auf keinen Fall einen Schmetterling«, murme ich. »Den würde ich mir von Mama wünschen, sollte ich mich jemals trauen, sie um ein Zeichen zu bitten. Also, letzte Chance für Sie, Herr Quecke. Wenn Sie mich hören, schicken Sie irgendetwas Fliegendes außer einem Schmetterling vorbei.«

Ich schließe die Augen, spüre den warmen Septembersonnenstrahl auf meinem Gesicht und höre das Gurren einer Taube. Dann macht es flatsch!

Ich fasse mir ins Haar und starre auf die feuchte Masse an meinen Fingern. Ich bin verwirrt. Fällt Taubenscheiße unter etwas Fliegendes?

Nein, beschließe ich, sie fällt einfach nur unter persönliches Pech. Und da ist die Vogelkacke mein geringstes Problem.

»Wann kommt die nächste Raststätte, Audrey? Oder Tankstelle?«

Obwohl mein Bruder einen Mundschutz trägt, höre ich das leise Wimmern, das er der Frage hinterherschickt.

Ich atme genervt tief aus und bremse Papas Porsche Cayenne stark ab, weil vor mir ein Lkw-Fahrer sein Gefährt mit fünf- undachtzig km/h auf die linke Autobahnspur zieht, um einen Kollegen zu überholen, der die vorgeschriebenen achtzig fährt. »Meine Güte, Moritz, du warst gerade an der letzten Raststätte pinkeln. Du kannst doch unmöglich schon wieder müssen.«

»Ich will ja gar nicht aufs Klo. Ich ...«, seine Stimme trägt das Leid der Welt, »... ich muss etwas Süßes kaufen. Mein Blutzuckerspiegel ist viel zu niedrig. Mir ist schwummerig.«

»Schau im Handschuhfach nach. Papa hat doch immer Bonbons herumliegen«, blaffe ich ihn an, weil nicht nur er, sondern vor allem die Schnecke vor mir meine Nerven strapaziert. Ich klebe an der Stoßstange des Lkw und hupe. Als er nach einer gefühlten Ewigkeit endlich an dem anderen Laster vorbei ist und wieder einschert, drücke ich das Gaspedal durch.

Moritz hat unterdessen eine Tüte Gummibärchen gefunden und hält sie vor das rechte Auge. Das linke ist so geschwollen, dass er damit nicht sehen kann. »Die ist offen, Audrey. Wer weiß, wie lange die schon hier rumliegt. Fahr bitte an der nächsten Tanke ran.«

»Nein, tu ich nicht. Ich will schließlich heute noch mal ankommen. Zwei Wochen alte Gummibärchen werden schon

keinen Morbus Crohn auslösen. Und älter wird keine Nascherei in Papas Wagen.« Da unser Vater den Porsche allein nutzt, ist er hier vor den Süßigkeiten-Verboten meiner Stiefmutter sicher. Ich halte Moritz die rechte Hand hin. »Such mir mal die grünen und die orangen raus.«

Mit spitzen Fingern wühlt er in der Tüte. »Da sind keine grünen und orangen. Die hast du also schon mal rausgefischt.«

Okay, dann liegt diese Tüte definitiv länger als zwei Wochen hier herum. Als ich das letzte Mal mit Papa gefahren bin, lag noch Schnee. Jetzt haben wir September.

»Du fährst gleich irgendwo ran!« Moritz' Stimme klingt scharf. »Ich kann schließlich nichts dafür, dass wir den Wagen genommen haben. Mit der Cessna wären wir schneller und bequemer gereist. Du hättest Papa wenigstens fragen können.« Er dreht sich nach links – natürlich nicht, ohne zu stöhnen – und wirft mit seinem funktionsfähigen Auge einen vorwurfsvollen Blick über seine Schulter nach hinten Richtung Kofferraum. »Ich hasse das arrogante Viech. Und ich kann nicht glauben, dass du sie mitnimmst, wo du genau weißt, wie allergisch ich reagiere.«

Ich wende meinen Blick kurz von der Fahrbahn und sehe ihn an. Er hat Biskuit beleidigt, und darum kann ich nicht anders. Ich ziehe an seinem Mundschutz und lasse ihn zurückflutschen.

»Aua! Spinnst du?« Moritz ist jetzt richtig sauer. Eiligst zieht er die verrutschte Maske wieder über seine Nase. Mit verschränkten Armen starrt er aus dem Seitenfenster auf die vorbeiziehenden Felder und hustet. Ich enthalte mich jedes weiteren Kommentars. Papa hätte uns seine Cessna sowieso

nicht überlassen. Nicht ganz unbegründet, schließlich hat Moritz vor vier Jahren beim Landen auf dem Egelsbacher Flughafen eine satte Bruchlandung hingelegt. Beim Einsteigen muss eine Biene ins Cockpit gelangt sein, die ausgerechnet beim Landeanflug um seinen Kopf schwirrte. Aus Angst vor einem eventuellen Stich – ein anaphylaktischer Schock gehört zu Moritz' täglichen Horrorvorstellungen – hat er panisch um sich geschlagen. Er kam glücklicherweise mit einem gebrochenen Bein, Prellungen und einer Gehirnerschütterung davon. Und mit einem Bienenstich. Ohne Schock. Die Cessna hätte man, wäre sie ein Pferd gewesen, an Ort und Stelle erschossen.

Wir sind jetzt kurz hinter Hannover, und die Landschaft ist nur noch platt und öde. Weil Moritz beleidigt schweigt, lege ich Papas John-Lennon-CD in den Player und singe »Give peace a chance« lautstark mit. Ich ignoriere, dass Moritz beginnt seine Schläfen zu massieren.

Als irgendwann die nächste Tankstelle auftaucht, hat John Lennon mich überzeugt. Ich setze den Blinker, halte hinter den Zapfsäulen und stupse Moritz an. »Nun hol dir schon deinen Traubenzucker. Und, Moritz«, sage ich, als er aussteigt, »nimm die Maske ab. Der Tankwart denkt sonst, du willst ihn überfallen.«

Ohne die Maske sieht mein Bruder nur noch halb so beschädigt aus. Und das kräftige Blau um sein geschwollenes Auge harmoniert perfekt mit seinem dunkelblauen Leinenhemd. Dazu trägt er eine Jeans und Sneaker. Er ist schlaksig und zu seinem Leidwesen nur zehn Zentimeter größer als ich. Ich bin mit meinen eins fünfundsechzig durchaus zufrieden, schließlich gibt es High Heels. Dass sich meine Brust

kaum von der meines Bruders unterscheidet, ist schon erheblich schlimmer. Doch zum Glück hat die Menschheit immer wieder große Geister hervorgebracht. Wo wären wir ohne die Erfindung des Rads, der Elektrizität, des Push-ups?

Ich sehe ihm nach, als er Richtung Shop geht, mit seinem typischen Moritz-Gang, ein wenig steif, als läge Eis um seine Hüften, Eis, das bei längerem Gehen allerdings schmilzt.

Mir entschlüpft ein Seufzer. Irgendwann, irgendwo haben Moritz und ich uns verloren. Wobei ich das irgendwann schon besser einschätzen kann. Als Papa uns ein halbes Jahr nach Mamas Tod in das Internat im Schwarzwald brachte, waren wir noch eins. Das Lösen voneinander begann, als unsere Stiefmutter anderthalb Jahre später dafür sorgte, dass ich das verhasste Internat verlassen durfte – dafür werde ich ihr ewig dankbar sein. Moritz durfte auch, aber er wollte nicht. Seit dem Zeitpunkt trennten uns nicht nur zweihundert räumliche Kilometer. Bei jedem seiner Besuche in den Ferien bekam die Mauer zwischen uns eine neue Schicht, ließ sie höher und höher werden. Hatten wir uns am Anfang noch die Hände über die steinerne Wand reichen können, so mussten wir uns Jahr für Jahr mehr recken, um uns wahrhaft zu spüren. Irgendwann haben wir losgelassen.

Moritz steht jetzt in der kleinen Schlange vor dem Verkaufstresen. Also kann ich ruhig noch einmal nach Biskuit schauen. Ich steige aus und öffne den Kofferraum. Eingequetscht neben Moritz' Arzneimittelkoffer und meiner mittelgroßen Louis-Vuitton-Reisetasche – die große und die kleine Tasche liegen mit Moritz' Staffelei auf dem Rücksitz –, sieht sie mich aus hellblauen Augen durch die Gitterstäbe des Reisekorbs an. Als ich das Gittertürchen öffne, signalisieren

mir das Fauchen und die angelegten Ohren, dass meine Katzenprinzessin ziemlich angepisst ist.

Ich streichle ihr langes seidiges Fell und säusle: »Ist doch gutti. Wir sind doch bald da. Du kannst nun mal nicht vorn bei mir sitzen. Da sitzt der böse Moritz. Der ist sauer, dass wir nicht geflogen sind. Aber dass geht ja gar nicht, nicht wahr? Dann muss Biskuitchen spucken. Jaaaa. Da fahren wir doch mit dem Auto. Jaaaa.«

Ich zucke zusammen, als plötzlich ein weiterer Arm in den Korb greift, um meine Katze zu streicheln. Und der gehört definitiv nicht Moritz, denn mein Bruder würde sich seinen Arm lieber abhacken, als meine Katze anzufassen. Und es ist auch nicht seine Stimme.

»Ui! Tolles Miezechen. Du bist so 'ne echte Rassekatze, was?«

Ich wende meinen Kopf und blicke in zwei strahlend grüne Augen, die zu einem schmalen Mädchengesicht gehören und mich jetzt mustern. Sie trägt eine baumwollene kunterbunte Häkelmütze, unter der dunkelblonde Haarsträhnen herausragen. »Äh ...« Gleichzeitig richten wir uns auf, und mein Blick wandert sofort weiter zu dem Mann, den sie an der Hand hält.

Um seinen schwächtigen Körper schlackert ein blauer Trainingsanzug, und seine Füße stecken in klobigen Sportschuhen. Die vollgepfropfte Discountertüte in seiner anderen Hand könnte natürlich vermuten lassen, dass sich darin seine Bowlingkugeln befinden, aber sein Alter und seine Körperhaltung sprechen dagegen. Er ist bestimmt achtzig Jahre alt, und sein weißes Haarkränzchen besteht nur noch aus Fusseln.

Das Mädchen ist ein Stückchen größer als der Alte, zierlich

wie ich und um die zwanzig. Sie trägt Jeans und Chucks. Ein graues Kapuzenshirt ist um ihren Bauch geschlungen, und ihr weißes T-Shirt mit dem Blind-Guardian-Aufdruck spannt sich um zwei Brüste, die mich neidisch werden lassen.

Ich stammele noch einmal »Äh ...«. Mehr will mir einfach nicht einfallen. Die beiden Gestalten irritieren mich, insbesondere, weil der Alte, obwohl er mich ansieht, durch mich hindurchzugucken scheint. Die Augen hinter der Brille aus haselnussbraunem Kunststoff blicken durch die riesigen Gläser, ohne etwas zu sehen.

»Guck mal, Frido, 'n Kätzchen!«, sagt das Mädchen und versucht mit ihrer Hand seinen Kopf Richtung Kofferraum zu lenken, aber der alte Mann reagiert nicht. Stattdessen beginnt er im Stehen zu trippeln. Eine Marionette, deren einziger Faden die Hand des Mädchens ist.

»Fahren Sie noch weiter Richtung Norden?«, fragt sie mich im selben Moment.

»Bis an die Nordseeküste.«

Bin ich blöd? Warum sage ich das? Gedankennotiz Audrey: Wenn zwei Freaks an einer Tankstelle fragen, wie weit du noch fährst, immer sagen: An der nächsten Abfahrt muss ich raus.

Erwartungsgemäß leuchten die Augen des Mädchens auf wie grüne Ampellichter, die die Weiterfahrt signalisieren. »Cool! Ob du wohl noch Platz hast für meinen Opa und mich?« Sie linst durch die Seitenscheibe auf die hintere Sitzbank. »Ich könnte deine Tasche und das Holzding auf den Schoß nehmen.«

Zum ersten Mal bin ich froh, dass ich Moritz an der Backe habe. Ich lächle das Mädchen an und deute zum Tankstellen-shop. »Sorry, aber ich reise nicht allein. Mein Bruder kauft

nur schnell ein. Und du siehst ja, wie viel Gepäck noch auf der Rückbank liegt. Für zwei weitere Personen ist kein Platz mehr. Tut mir leid.« Ich finde, dass das »Tut mir leid« sehr authentisch rüberkam.

Die grünen Signalfeuer erlöschen. Tränen bilden sich stattdessen in den Augen des Mädchens. »Bitte! Opa und ich könnten euer Gepäck auf den Schoß nehmen. Bitte! Wir ... wir müssen dringend weiter.« Sie schwingt ihren pinkfarbenen Rucksack von der Schulter und kramt ein angegrautes, wohl ehemals schwarzes Portemonnaie heraus. »Zehn Euro kann ich dir geben, wenn du uns mitnimmst. Bitte. Wir sind auch ganz ruhig und stören euch nicht.«

Ich wende meinen Blick ab. Die Kleine guckt so flehentlich, dass ich mich einfach nur mies fühle. Darum bin ich mehr als froh, als Moritz neben dem Wagen auftaucht.

Ich fühle mich ihm zwillingschwesterlich sehr verbunden – und das passiert nur noch höchst selten –, weil er auch nur ein »Äh ...« herausbringt und die beiden anstarrt.

»Ho!« Das Mädchen lacht auf. »Wer hat dir denn die Fresse poliert?«

Als hätte ihm jemand einen Haken in den Nacken gerammt und zöge daran, richtet Moritz seine eins fünfundsiebzig noch mehr als üblicherweise auf. »Bitte? Ich bin beim Sport gestürzt.«

»Na dann.« Das Mädchen streckt die Hand aus. »Ich bin Esther. Das ist mein Opa Frido. Ich hab deine Schwester gerade gefragt, ob ihr uns wohl mitnehmen könnt.« Der flehentliche Blick gilt jetzt Moritz.

»Äh ... wir müssen an der nächsten Abfahrt leider raus.«

Ich starre meinen Bruder an. Respekt, Moritz! Ist nur leider zu spät.

»Deine Schwester sagt, dass ihr an die Nordseeküste fahrt. Bitte! Frido kann nicht mehr laufen und stehen. Und wir sind auch mucksmäuschenstill.«

Moritz' Auge wirft mir einen mörderischen Blick zu.

»Ach«, stößt der Opa plötzlich aus und hört auf zu trippeln. Er schaut auf den Katzenkorb. »Ach, was für ein feines Kätzchen haben wir denn da?« Seine altersfleckgespickte Hand gleitet durch die Öffnung des Korbs und streichelt Biskuits Kopf und Rücken. Seine leise Stimme ist Nuancen höher geworden, klingt aber rau, als würde ihr ein Tröpfchen Öl fehlen. Er scheint lange nicht gesprochen zu haben. »Jaaa, feines Kätzchen. Jaaa.«

Ich nicke anerkennend. Der Mann weiß, wie man mit Tieren spricht.

»Ach, Frido.« Das Mädchen streicht freudig über seinen Arm. »Schön, dass du mal wieder da bist.«

Hä? Ich bin leicht irritiert. Frido war doch die ganze Zeit da.

»Würden Sie den Parasitenteppich jetzt bitte loslassen?«, presst Moritz raus. »Wir ... wir müssen weiter. Ihnen beiden noch einen schönen Tag. Komm, Audrey, wir müssen.«

Für einen Moment ist es still. Man hört nur das Vorbeirauschen der Wagen auf der Autobahn. Und ... ein Schnurren. Ich starre auf meine Katze und die sie weiterhin streichelnde Hand. Biskuit ist eine Katze, die nicht bei jedermann schnurrt. Sie mag Frido. Und Frido mag sie. Also ist es vielleicht an der Zeit, dem Menschen, der meine Prinzessin Parasitenteppich nennt, mal zu zeigen, wo der Hammer hängt.

»Wisst ihr was?«, rufe ich munter und strahle Esther an. »Die große Tasche vom Rücksitz und die Staffelei passen

noch locker hier hinten mit hinein. Also, willkommen an Bord! Mein Name ist Audrey, und ich bin Ihr Kapitän.« Ich reiße die hintere Tür von Papas Schlachtschiff einladend auf.

Frido entpuppt sich tatsächlich als schweigsamer Mitfahrer. Er hat, nachdem er ins Auto gestiegen ist, jede Kommunikation eingestellt. Esther dagegen hat eine merkwürdige Vorstellung von mucksmäuschenstill. Sie quatscht ununterbrochen. Wir kennen jetzt ihr Lieblingsgericht, -kleidungsstück, -buch, -geschäft, ihren Lieblingsurlaubsort, -lehrer, -drink und allerlei mehr. Dem Bericht über ihr Lieblingshobby Pilzsammeln habe ich ja noch gern gelauscht, insbesondere, weil Moritz – der kein Wort mit uns spricht, sondern nur theatralisch in seinen Mundschutz atmet – sich mehrfach schütteln musste. Niemals würde Moritz einen selbstgesammelten Pilz essen. Als Esther irgendwo zwischen Hannover und Hamburg allerdings die Probleme ihrer Lieblingsfreundin Maxi, die eigentlich Max heißt, aber gern ein Mädchen wäre, immer weiter auswälzt, spreche ich ein Machtwort, denn Moritz fängt an zu würgen. Die Vorstellung, dass Max-Maxi sich seinen Penis abschnippeln lassen will, bekommt seinem Magen augenscheinlich nicht.

Ich sehe in den Rückspiegel. »Esther, können wir mal fünf Minuten alle nichts sagen?«

Sie nickt. »Klar.«

Zehn Sekunden später beginnt sie zu summen. Zweifellos einen Song ihres Lieblingsängers Cro, dem sie gerne mal die Pandabärenmaske, die er bei jedem Auftritt trägt, vom Gesicht reißen würde.

»Audrey.« Moritz' Stimme klingt erstickt unter seinem

Mundschutz. »An der nächsten Raststätte fährst du ran! Ich ruf mir ein Taxi, mit dem ich nach Sylt fahren kann.«

»Ein Stopp ist 'ne gute Idee, Motz«, gibt Esther ihm recht.
»Ich glaub, Frido muss mal.«

Moritz stößt ein grimmig-weinerliches Lachen aus. Ich bin nicht sicher, ob es an Esthers Verstümmelung seines Namens liegt, die ich für genial passend halte, oder an seiner Vorstellung, wie Frido in Papas Wagen pullert.

Fünfzehn Minuten später parke ich an der Autobahnraststätte Harburger Berge.

»WC-Besuch, Latte mac und einen Happen essen«, sage ich, als wir aussteigen. »Und zwar in *der* Reihenfolge.«
Schließlich trippelt Frido wieder auf der Stelle.

Esther greift nach seiner Hand. »Ich bring Opa zur Toilette. Wir ... wollen nichts essen. Und ich hab noch Wasser im Rucksack.«

Moritz und ich blicken den beiden hinterher.

»Los, lass uns abhauen«, sagt mein Bruder.

»Ich habe ihnen mein Wort gegeben«, erwidere ich und gehe zum Kofferraum. »Ich werde die beiden hier nicht zurücklassen.«

Moritz' Antwort ist ein Grunzen.

Weil Biskuit schläft, beschließe ich, sie im Wagen zu lassen. Aber ich muss meine Schuhe wechseln. Ich ziehe die Ledersneaker aus und schlüpfte in die griffbereit liegenden schwarzen Pumps. Hach, jetzt sind meine Füße zu Hause und die Röhrenjeans und die schwarze Stretchbluse in angenehmerer Gesellschaft.

»Was?«, fauche ich Moritz an, der das Auge verdreht. »Flache Treter sind zum Autofahren gut, aber nicht, um zwei

Frauenbeine in ein Restaurant zu begleiten.« Selbst wenn es sich um eine Autobahnraststätte handelt. Da bin ich konsequent.

Drinnen reihe ich mich in die kurze Schlange am Tresen ein und schaue auf die Tafeln mit den Speisen. »Was willst du essen, *Motz?*« Ich schaue ihn grinsend an. Dank der Louboutins bin ich jetzt genauso groß wie er.

»Nichts davon«, murmelt er mit Blick auf die Speisekarte. »Ich stelle mir einen Salat zusammen.«

Ich ordere das Tagesgericht Rindergulasch dreimal und beobachte Moritz. Ich weiß, dass er keine Tomaten nimmt, weil die ihm Sodbrennen verursachen, keine Radieschen, weil davon seine Zunge brennt, und keine Paprika, weil die von Pestiziden verseucht sind. Entsprechend übersichtlich ist sein Salat, als er neben mir an der Kasse steht. Gurke auf Blattsalat. Aber er hat sich an das Essig-Öl-Dressing getraut und nimmt sogar noch ein Brötchen, obwohl es nicht eingeschweißt ist.

Da mein Tablett mit den drei Tellern schon übertoll ist, habe ich Moritz drei Latte macchiato und einen Kamillentee für Frido auf seines gestellt.

»Die wollen doch nichts essen und trinken«, mault er.

»Die wollen schon, die haben nur kein Geld, und darum lade ich sie ein«, belehre ich ihn.

Und ich behalte recht, denn fünf Minuten später sitzt ihm Esther, mit vollem Mund genüsslich kauend, gegenüber. Nach jedem Bissen legt sie ihre Gabel ab, um ihrem Großvater zu helfen, seine Gabel zum Mund zu führen. »Schön essen, Frido. Wer weiß, wann wir wieder etwas so Leckerer kriegen.«

»Das ist wirklich lecker«, bestätige ich und grinse Moritz an, der lustlos in seinem kargen Mahl stochert.

Eine Weile essen wir schweigend. Da Frido mir gegenüber sitzt, bleibt es nicht aus, dass ich ihn beobachte. Und es sieht nicht so aus, als würde er sich daran stören. Im Gegenteil, ich weiß nun, was Esther meinte, als sie vorhin sagte: »Schön, dass du mal wieder da bist.« Jetzt ist Frido eindeutig nicht da. Ich habe keine Ahnung, in welchen Sphären sich sein Geist aufhält, auf jeden Fall nicht im Hier und Jetzt.

Er kaut und schluckt, aber ... weiß er, dass er isst? Schmeckt er etwas? Woran denkt er gerade? Denkt er überhaupt?

Seine Gesichtshaut ist faltig, aber nicht so vollkommen von Altersflecken übersät wie seine Hände, die sehr zierlich sind und deren Finger viele kleine Narben aufweisen. Er hat buschige weiße Augenbrauen, die ihm etwas Künstlerhaftes verleihen. Viele Kreative haben solche buschigen Augenbrauen. Oder haben die nur keinen Sinn für Kosmetik?

Fridos knuffige Nase könnte einem Kobold gehören. Ich wünsche mir plötzlich, dass er mich wahrnimmt und einmal anschaut. Mir war bis jetzt nicht bewusst, dass einzig die Augen dem Gesicht das Leben geben.

Ich schrecke zusammen, als Esther mich anspricht. Sie muss mich beobachtet haben. »Frido zieht sich immer öfter in sich selbst zurück«, sagt sie. »Und wenn er aus der Feenwelt – ich wünsche mir, dass er in der Feenwelt ist, weil er mir als Kind immer Geschichten daraus erzählt hat – in unsere Welt zu Besuch kommt, erinnert er sich nicht mehr an die letzten dreißig Jahre. Er glaubt dann, dass er immer noch seine kleine Schuhmacherwerkstatt hat.« Sie legt ihre Gabel auf den noch halbvollen Teller und sieht Frido an. »Er er-

kennt mich nicht mehr, auch wenn er da ist. Er weiß gar nicht, dass er eine Enkelin hat, weiß nicht, dass er mir das Schwimmen beigebracht hat, dass er mir ein Megabaumhaus gebaut hat.« Sie lächelt. »So richtig mit Gardinen und Teppich. Wir haben da drin stundenlang Mensch ärgere dich nicht gespielt. Nichts mehr da bei ihm. Alles weg. Ich bin weg.«

Ich schlucke.

Frido kaut. Bedauern scheint es in der Feenwelt nicht zu geben.

Meine Hand macht sich selbständig und streichelt über den Unterarm des Mädchens. »Deine Erinnerungen kann dir niemand nehmen, Esther. Die Zeit versucht es zwar, aber an die Essenz kommt sie nicht heran.«

Esther sieht mich nachdenklich an. »Was mich betrifft, hast du recht. Aber an Opas Erinnerung knabbert nicht die Zeit. Er hatte vor fünf Jahren eine Gehirnblutung«, erklärt sie den Gedächtnisverlust und nimmt die Gabel wieder auf. »Und seitdem geht's immer weiter bergab.« Sie lächelt wieder. »Ich hab ja noch Glück«, sagt sie mit vollem Mund. »Ich sehe meiner Oma sehr ähnlich. Und wenn Frido da ist, glaubt er, dass ich sie bin. So liebt er mich wenigstens weiter – als Aurora. So hieß nämlich meine Oma. Sie ist schon zwanzig Jahre tot, aber ich weiß jetzt, wie er mit ihr gesprochen hat. Ist auch cool.«

Moritz, der nach dem Wort Gehirnblutung das Essen eingestellt hat, fragt: »Wo fährst du eigentlich mit ihm hin?«

Eine berechtigte Frage. Wieso habe ich die noch nicht gestellt, insbesondere, weil Esthers Hals hektische Flecken kriegt?

»Wir wollen ... äh ... ziemlich nach Norden. Wir ... machen Urlaub.«

Moritz' Augenbrauen bilden eine Linie. »Und woher kommt ihr genau?«

Esther zerquetscht hochkonzentriert eine Kartoffel in der Gulaschsaucе. »Aus ... ziemlich aus dem Süden.«

Hm, ziemlich vage Auskünfte.

Bevor Moritz oder ich eine weitere Frage stellen können, deutet sie mit der Gabel auf Moritz' Matschauge. »Bei welchem Sport ist das passiert?«

Moritz beißt in das Brötchen. »Äh ... also ... äh ...«

»Seine acht Jahre ältere Freundin hat ihn vermöbelt«, antworte ich.

Moritz verschluckt sich am Brötchenstück und fängt an zu würgen.

»Was?«, fauche ich ihn an. »Ist doch wahr! Ich kann dieses Äh-Gestammele nicht mehr hören. Und diese Lügereien und Vertuschungen.« Ich rede mich immer mehr in Rage. »Seit Jahren nimmt Miriam dich aus wie einen Thanksgiving-Truthahn, und du rennst immer wieder zu ihr zurück.«

Jetzt bilden sich auch auf Moritz' Hals rote Flecken. Sein intaktes Auge sprüht Funken. »Meine Beziehung besteht wenigstens nicht nur aus Langeweile. Im Gegensatz zu dir und Jasper führen wir eine *lebhaft*e Beziehung. Wir *leben!* Wir vegetieren nicht in Gewohnheit nebeneinander dahin.«

»Jasper ist leidenschaftlich. Er ... er kann es nur nicht so zeigen.« Meine Stimme klingt leider unangenehm hoch.

»Wenn Selbstbetrug olympische Disziplin wäre, Schwesternchen, wärest du krumm wie Quasimodo vom Tragen all der Medaillen.« Er schüttelt verächtlich den Kopf.

Mein Hals wird heiß. Jetzt ist nur noch Frido halsfleckenfrei.

»Cool, ihr seid so ehrlich«, sagt Esther in die Sekunden währende Stille. »Darum gesteh ich euch jetzt auch die Wahrheit. Ich hab Frido entführt. Aus dem Pflegeheim, direkt nach der Krankengymnastik. Dem Pfleger hab ich gesagt, wir machen einen Spaziergang. Frühestens beim Mittagessen werden sie stutzig werden. So haben wir ein bisschen Vorsprung. Ich vermute, nach einer ausgedehnten Suchaktion wird das Heim meine Eltern benachrichtigen. In meinem Zimmer werden sie dann hoffentlich auf dem Schreibtisch den Brief finden, den ich ihnen geschrieben hab. Dann wissen sie, dass ich mit Frido unterwegs bin, und sie müssen sich keine Sorgen mehr machen.«

Mein Mund ist trocken. Ich möchte, aber ich kann kein Wort herausbringen. Keine Sorgen machen? Ich bezweifle stark, dass das so ist, aber bevor ich es aussprechen kann, plappert Esther bereits weiter.

»Weil ich letzte Woche gerade erst achtzehn geworden bin und Frido dement ist, wird die Polizei vielleicht mit der Suche nach uns beginnen. Und darum müssen wir so schnell wie möglich weiter nach Norden reisen. Das passt super, dass ihr nach Sylt fahrt. Von dort kann ich dann mit Frido eine Fähre nach Dänemark nehmen.«

»Entführt? Polizei?« Moritz starrt entsetzt von Esther zu Frido, dem inzwischen das halbe Gulasch an der Trainingsjacke hängt.

Ich genehmige mir einen kräftigen Schluck Latte, um wieder verbal einsteigen zu können. »Aber warum hast du ihn entführt? Haben die ihn im Heim misshandelt? Kommen daher die Narben an seinen Fingern?«